

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1907**

16 (19.1.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 3

# Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 3.

Karlsruhe, Samstag den 19. Januar 1907.

27. Jahrgang.

## Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien.

Von Karl Böttcher (Wiesbaden).

(Nachdr. verb.)

### Der Fremdenlegionär Franz.

Eine Erinnerung aus Martinique.

Nein, den ersten feierlichen Anblick von Martinique, dem kleinen französischen Eiland im karibischen Meer — ich werde ihn niemals vergessen.

Von Ferne gesehen erscheint es wie ein mächtiger Zaubergarten, den man in die blaugrünen Bogen geworfen — ein Zaubergarten mit stolzen Palmen, strahlenden Blumenbüscheln, purpurn angehauchten Föhnenzügen und Felspartien.

Und alles überglänzt vom Glanz der tropischen Sonne. Als unter Samburgs Dampf „Columbia“ in tiefster Windstille und brüderlicher Schwüle — sein Wästelchen schwimmt über den weichen blauen Himmel — in der anmutigen Hofenmüchel des Städtchens St. Pierre vor Anker geht, ein hinter Schirm der Negerbewohner erwartet uns am rotandigen Strand; grellfarbig drapierte Mädchen von schlankem Wuchs, hochaufgeschossene Brüste, alte Männer mit schneeweißen Bärten im schwarzen Gesicht, verkrüppelte, mumienhafte Weiber, krausköpfige, wie nackte Krokodile herumspinnende Kinder. Allen leuchtet naive Fröhlichkeit ob der ausbootenden Fremden aus den Augen. Wann nimmt auch gleich ein so großes Schiff wie unsere „Columbia“ Einkehr vor dieser weltvergebenen Insel!

Kaich, in einer Anwandlung von Wissensdurst, das Städtchen durchstreift. Auf der sonnenvollen „Avenue Victor Hugo“, der Friedrichstraße von St. Pierre, begegnet mir ein französischer Sergeant — ein schöner, großer, kräftiger Burige, dessen offenes, sonnenverbranntes Gesicht, das Sturmband um das Kinn, energisch unter dem braunen Tropenhut hervorblüht.

Ich frage, ob er mich etwas orientieren könne. Er hat gerade Zeit. Ueberall hin will er mich begleiten.

Ich bin natürlich sehr angenehm. Mächtig interessiert er sich für den hohen eingelaufenen deutschen Dampfer, weil so selten ein deutsches Schiff in diesem Hafen Anker wirft. Vor allem aber, weil er selbst — ein Deutscher ist.

Alle Wetter, Sie ein Landsmann? Dann aber fort mit unserem Französisch! Sprechen wir deutsch!

Sofort schlägt er deutsche Laute an. „Gern; aber ich habe vergessen von deutsch sehr viel. Ich in der Fremdenlegion niemals sprechen deutsch.“

Er drückt sich aus wie einer, dem seit einer Ewigkeit keine deutsche Silbe wieder die Lippen kam.

Zum Kuckuck, wie sind Sie in die Fremdenlegion geraten? Sein Gesicht verfinstert sich.

„Später ich Ihnen erzähle alles, alles. Nennen Sie mich Franz!“ Bald aber flammte sie wieder auf, die alte Fröhlichkeit. . .

Wie wir so nebeneinander durch die glutheißen, engen Gassen dahinschlendern, merke ich, Franz ist ein Lausendbassa, den das ganze Städtchen gern hat. Bald laßt er einen drallen Negermädchen ins Gesicht, das in feinem mit grellgelben Bändern verbrämten, rotgestreiften Musselin-Uebervorwurf gar gravitätisch daherkommt; bald grüßt er einen Frucht- händler, dessen faltiges Gesicht ganz umlagert ist von aufgeschichteten Bergen von Mangos und süßen Zitronen; bald hilft er einen schwerbeladenen Wagen schieben, den ein alter Neger mühsam über die Anhöhe schiebt; bald schäffert er in eines der kleinen Fenster, hinter dem die Umrisse eines anmutigen Köpfchens auftauchen. . .

Jetzt erzählt er mir die Liebesgeschichte einer hochbegabten Creolin, welche neben in einem schokoladenfarbenen Seidenkostüm mit ihren großen schwarzen Schmelzenaugen grazios vorübertrippelt. Sapperment, diese reizende Gernance versteht es, den Männern die Köpfe zu verdrehen! . . .

Franz weiß alles, kennt alles, sieht alles und freut sich über alles. . . Wenn eine Zeitung existierte: „Zur Hebung der allgemeinen Lebens- freudigkeit“, er könnte, seiner mouffierenden frohen Laune nach zu urteilen, ein Hauptmitarbeiter dieses geschätzten Blattes sein.

Kaum, daß ich es bei der flotten Unterhaltung merke, sind wir aus dem Reichthum des Städtchens herausgekommen ins freie, köstlich blühende Zitronenwälder duften am blauen Gestade. Mächtige Farrenträuer — unter einem einzigen Blatt könnte ein Mann zu Pferd Schutz finden vor herabstürzenden Regen — wiegen sich im Meerwind. Weitbin gedehnte, dicke Fäden grellfarbiger Blumen bauen sich auf in märchenhafter Pracht. O, diese zauberhafte Tropenherlichkeit! . . .

Wir nehmen auf einer Steinbank Platz. „Wie ich gekommen bin in die Fremdenlegion?“ hebt Franz ernst an. „Sie erst sollen wissen, ich nicht habe gemacht in meine Heimat etwas

Schlechtes, vielleicht lange Finger, oder betrügt oder gelehrt mit die Messer und dann durchgebrannt — o nein. Aber da war in unserer Familie mit mir eine große Bant, eine heftige Streit wegen eine Liebesgeschichte. Ich ein — mon dieu, wie heißen die deutsche Wort — ein Kopf mit Hitze — „Ein Gigkopf“ —

„Dut, ein großer Gigkopf! Fort gings im Sturm, wütig, gekränkt, sehr beleidigt — fort in die weite Welt. Aber bald für mich kamen schlimme Zeiten, sehr schlimme. Kein Geld mehr in die Tasche. Hungern und immer hungern. Nur eine Rettung gab: Eintritt in die Fremdenlegion.“

Er hebt. Seine Stimme zittert. Die großen, dunklen Augen werden feucht. Die Finger geraten in nervöses Zucken. Der ganze Mann in tiefster Erregung.

„Ah, wo hat mich dann bei der Fremdenlegion überall in der Welt herumgeschleudert! Und was ausgehalten hat der alte Cadaver alles! Hundertmal ich konnte sterben. Aber nein — man lebt weiter, lebt weiter.“

„In Zonking durchgemacht schweres Fieber. Das ewige Verlangen auf Schiffe — unten hineingestopft in heiße Luft. Alle Kameraden zusammengebrückt wie Heringe. Nacht, Finsternis, draußen Sturm. . . Dann auf die Grenze von Algier und — wie heißen gleich die andere Land auf deutsch — ah, Marokko! Monatlang draußen die Nächte herumliegen, scharfgeladenes Gewehr im Arm, und in die Nacht hineingucken nach Miß- raten und solche Wände. . . Dann die Kämpfe gegen die Araber. Viele von meine Kameraden — schon alle tot, tot. Aber ich — den Kopf immer hoch gehalten und die Ohren steif, jawohl! . . . Jetzt ist es hier habe sehr gut.“

Erst starrt er vor sich hin. Dann fragt er plötzlich: „Wie heißen die Ort, wo Sie wohnen in Deutschland?“

„Berlin.“

„Da Sie kennen auch Halle an der Saale?“

„Gewiß, ich komme oft dorthin.“

„Galle, das sein meine Heimat. O, Sie mir tun müssen einen großen Gefallen.“

„Gern.“

„In Halle, Leipzigerstraße, sein ein Restaurant „Zur ersten Weiche“. Das Haus daneben, da wohnt meine Familie. Suchen Sie meine Eltern auf! Meine alte Vater, Gartendirektor, und meine alte Mutter und meine Geschwister. Alle seit fünfzehn Jahren nichts haben von mir gehört; denken, ich bin schon lange, lange tot. Sagen Sie dort kein Wort weiter, als: „Franz lebt!“ Wollen Sie das?“

„Sehr gern. Ich verspreche es Ihnen.“

„Dann geben Sie mir Ihre Hand darauf!“

„Fest drücke ich ihm die Rechte.“

„Aber — bemerke ich zögernd, „weshalb haben Sie Ihren Angehörigen nicht selbst längst ein Lebenszeichen gegeben, etwa einen Brief geschrieben —“

„Ich bei der Fremdenlegion streng verboten. Schwere Strafe. Mir alle geschworen haben, nicht zu schreiben nach Hause. Müßen tot sein für die Heimat. . . Aber kommen Sie jetzt mit in meine Wohnung!“

Ganz oben am Ende des Weges, zwischen üppigem Tropengrün, erschimmern weiße Veranden, die Kaminen der Fremdenlegion.

Franz führt mich durch Militärposten, durch zusammengedrängte, rothofige Soldaten, über eine schmale, knirschende Holzstiege, nach seiner kleinen Zelle.

In der Ecke ein Feldbett, daneben ein zerbrochener Stuhl, weiterhin ein groß gezimmerter Tisch — so das Möblement.

Mehr und mehr hat ihm die Heimatserinnerung das Herz erwärmt. Junger klingt seine Stimme.

„O Gott, wenn ich noch ein einziges Mal sehen könnte meine Heimat!“

„Mir Anblick dieser weißgetünchten Verandenelle vergegenwärtige ich mir eine Nachtschunde, wie sie auch Franz nicht fremd geblieben sein wird.“

Wenn blaugrün draußen in der Tropennacht der sternenglühende Himmel über dem verstumten Städtchen erschimmert; wenn der hinter den Veranden herabtaufende Gebirgsbach über die Felsrinnen rauscht und fremdartige Nachtvögel in die Dunkelheit hineinfrähen; wenn der Schlaf die Lider des Fremdenlegionärs flieht: da erglüht wohl in seinem Herzen heiße Sehnsucht hinüber übers Weltmeer nach der Heimat, und inniges Seinerlangen spannt seine goldene Brücke. . .

„Nastisch tritt das alte Galle drüber im fernen Deutschland vor sein Auge. Er sieht, wie zwischen Lindengrün die Saale dahinflutet, sieht die doppeltürmige Hauptkirche, sieht auf dem Markt das alte Händel-Denkmal und daneben die plumpe Wäpfe des steinernen Roland mit dem bloßen Schwert, sieht das Elternhaus, das teure. . . Ah, wer dort sein könnte! —

„Geben Sie deutsches Bier an Nord?“ fragt er auf einmal.

„Freilich — „Münchener.“ Fröhlichkeit ladet er Sie dazu ein.“

Kaich wir beide hinunter an den Hafen. Eineinhalb Sprünge ins Boot. Ich nehme den Fremdenlegionär mit aufs Schiff, führe ihn ins Nach- zimmer. Eben wurde wieder angezapft. Ein frischer Trunk vom Fasse hat mit herrlicher Blume prangt auf dem Tisch.

„Nein, mit imposanterer Feierlichkeit ist in der Welt noch kein Glas Bier ausgeschlürft worden, als von Franz im Sonnenbrand der Tropen! Wie er dann glücklich einen Schoppen nach dem andern mit kräftigem Schluck hinunterwupft, da weiß ich, eines hat er auf allen Stationen der

Die Art der Beherrschung wie wir, aber sie konnten die Dezimalrechnung nicht anwenden, weil sie die Null nicht kannten. So erstaunlich dies uns erscheinen mag, die wir gewöhnt sind, die Null als wesentlichen Teil unserer Zahlenreihe zu sehen, so läßt sich nicht leugnen, daß die Null eine neuere Erfindung ist. Es war der philosophische Geist der Hindu, vielleicht mit Unterstützung des Handelsgeistes der Chinesen, nötig, um ein Zeichen zu finden, dazu bestimmt, das Nichts, das was nicht existiert, darzustellen. Bei diesen Völkern findet man gegen das Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. die erste Erwähnung eines runden Zeichens, um die Ziffern in der Dezimalreihenfolge, die ihnen eigen ist, zu ordnen; von hier ist die Null durch Vermittlung der Araber erst gegen das 11. oder 12. Jahrhundert zu uns gelangt. Vor dieser Zeit war es also nicht möglich, ein Dezimalsystem zu erlernen, und es ist nicht erstaunlich, daß es mehrerer Jahrhunderte bedurfte, um den Vorteil verlerben zu lernen, den man aus der Dezimalteilung der jetzigen Maße ziehen konnte. Im Jahre 1670 hob ein Lyoner Astronom namens Mouton den ganzen Vorteil Teilungsart hervor, und alle Gelehrten, die sich seither mit der Reform der Maße und Gewichte beschäftigt haben, haben niemals diesen Umstand, eine der wesentlichen Grundlagen der Reform, aus den Augen gelassen.

### Pflanzenkunde.

Warum bei Pflanzen der Stengel nach oben, die Wurzel nach unten wächst: In allen Zweigen der Naturwissenschaft gibt es Erscheinungen, die von Anfang jebermann bekannt, aber erst außerordentlich spät auf dem Gebiet der Naturwissenschaft erschienen sind. So weiß jeder, daß die Wurzel einer Pflanze nach unten, der Stengel nach oben wächst, in welcher Lage man auch den Samen in die Erde bringen mag; über die Gründe dieser Erscheinung aber ist wohl gerade ihres allgemeinen Auftretens wegen sehr wenig nachgedacht worden. Oft hat man geglaubt, daß das Licht es sei, das den Stengel zu sich lenke und an jeder Blume vor dem Fenster ist es ja zu sehen, daß der Stengel nicht gerade in die Höhe schießt, sondern sich und besonders seine Blätter der Quelle des Lichts zuneigt. Doch Duhamel hat nachgewiesen, daß das Licht nicht die Ursache der verschiedenen Richtung der Wurzel und des Stammes sein könnte, daß auch im völlig dunklen Raum und im überall gleichmäßig hellen, stets die Wurzel nach unten, der Stamm nach oben wächst; und nur wenn ein kleiner aber heller Lichtbündel in einen sonst ganz dunklen Raum geleitet wird, gelingt es, den Stengel ganz in die Richtung des Lichtbündels zu zwingen und wenn dies von unten eintritt, also den Stengel nach unten wachsen zu machen. Aber in der freien Natur gibt es nicht solche beschränkte von einem Punkte in einen sonst dunklen Raum einfallende Lichtbündel; das Licht der einzigen Lichtquelle, der Sonne, wird durch die Atmosphäre und die Gegenstände auf der Erde in allen Richtungen zurückgeworfen, und die Pflanzen werden von gestreutem Licht beleuchtet.

Erst der englische Pflanzenphysiologe Knight, dessen Scharfsinn in physiologischen Versuchen wohl nur von seinem Landsmann Galles übertroffen wird, gab den Grund dieser Erscheinung an, den man wohl mit Sicherheit als den richtigen ansehen darf. Knight sagte die Idee, daß die Schwerkraft es sei, die die Richtung des Stengels und der Wurzel bedinge und eine Reihe seiner ungewöhnlich interessanten Versuche bestätigten die Wichtigkeit seiner Idee.

Mit Hilfe seines Gärtners konstruierte sich Knight ein Rad von 11 Zoll Durchmesser, welches das Wasser eines Bächleins, das seinen Garten durchquerte, in schnellen Umlauf setzte. An den Umfang dieses Rades band er Gartenbohnen, die gerade keimen wollten und in der feuchten Atmosphäre des Rades leicht fortzudrehen, sich zu entwickeln. Das Rad drehte sich an 150 Mal in einer Minute um seine eigene Achse und nach einigen Tagen sah er, daß die Wurzeln alle sich vom Rade abwandten in der Richtung der Schwerkraft nach außen, die Stengel aber der Schwerkraft entgegen den Speichen des Rades entlang wuchsen, welches auch die anfängliche Stellung der Wurzeln und Stengel gewesen sein mochten. Waren nach einiger Zeit nun die Stengel an der Achse des Rades angekommen, so wandten sie sich um, und liefen rückwärts um die Achse herum, oder an dieser entlang. An diesem Versuche sieht man die Bedingungen, unter denen jene Wachstums-Richtungen eintreten: die Schwerkraft ist das Bedingende und der Einfluß der Schwerkraft der Erde ist gänzlich aufgehoben, da die Keime mit den Umdrehungen des Rades in jedem Augenblick eine andere Lage, und mit jeder einzelnen eine entgegengesetzte, zur Richtung derselben haben.

Knight stellte aber noch einen anderen Versuch an, bei dem die Keime beiden Kräften, der Schwerkraft und der Schwerkraft ausgesetzt waren, so daß der Einfluß beider in der Wachstumsrichtung der Keime sich kumbgeben mußte. Er erreichte dies durch ein horizontales Rad ebenfalls von 11 Zoll Durchmesser, das er durch sein erstes Wasserrad in raschen Umlauf setzte. Die keimenden Bohnen besetzte er wie bei seinen ersten Versuchen. Wachte das Rad nun etwa 250 Umdrehungen in einer Minute, so wuchs die Wurzel nicht gerade in der Richtung der Schwerkraft nach außen, sondern neigte sich unter 10 Grad dem Boden zu und der Stengel wuchs etwa 10 Grad zur Ebene des Rades über dieselbe der Achse zu.

Drehte sich das Rad aber nur etwa 80 Mal in einer Minute um seine eigene Achse, so neigte sich die Wurzel unter 45 Grad nach unten und der Stengel unter 45 Grad nach oben von der Ebene des Rades. Hier wirkte die Schwerkraft sowie die Schwerkraft und das Wachstum mußte also in einer mittleren Richtung erfolgen. Vergleichen wir die Bedingungen dieser Versuche mit den bei dem freien Wachstum der Pflanzen vorfindenden, so sehen wir, daß die Schwerkraft der Erde, da sie unter dem Äquator, wo sie am stärksten ist, nur etwa  $\frac{1}{299}$  von der dort wirkenden Schwerkraft der Erde ausmacht, nicht in Betracht kommen und daß nur die Schwerkraft das Wachstum der Wurzel nach unten, in ihrer Richtung bedingen kann.

Die allerdings die Schwerkraft diesen Erfolg erzeugt, das ist nicht aufgeführt und es würde nicht angemessen sein, wollte man hier die diesen Hypothesen, die man in dieser Hinsicht ausgedacht hat, anführen. L.

### Allerlei.

Einer der merkwürdigsten Seen Centralamerikas, welche sowohl für die wissenschaftlichen Geographen und Geologen, wie für den Touristen von großem Interesse sind, ist der See Yojoa oder Tauleb in Honduras. Während der geheimnisvolle See Yojoa in Vera-Paz merkwürdig ist dadurch, daß er keinen Abfluß hat, ist es der Yojoa nicht minder durch seine zehn Ausflüsse, von denen allerdings nur einer über der Erde, die andern unterirdisch abfließen.

Der See Yojoa liegt etwa 75 Meilen südlich von der Bai von Honduras, zwischen 14 Grad und 88 Minuten und 15 Grad und 8 Minuten nördlicher Breite und 88 Grad 2 Minuten und 88 Grad 13 Minuten westlicher Länge, ist, wie bemerkt, ungefähr 25 Meilen lang und fünf bis acht Meilen breit, wobei er eine durchschnittliche Tiefe von 18 bis 24 Fuß hat. 2500 Fuß über dem Meeresspiegel, bildet er den Mittelpunkt eines jener eigentümlichen terrestrischen, in Honduras vielfach gefundenen Becken, welche man nicht unbedeutend „Volcanes“ oder „Gassen“ genannt hat. Die Berge von Miambar schließen den Yojoa im Süden und Osten, die von Santa Barbara im Norden und Westen eng ein, bei einer durchschnittlichen Erhebung von ungefähr 5000 Fuß über dem Meere oder 3000 Fuß über dem Niveau des Sees. Wie schon bemerkt, hat dieser zehn Ausflüsse, von denen nur einer, der Jaitique, am südlichen Seende sich offen verläuft und, ausgenommen in sehr trockener Zeit, im allgemeinen eine hinreichende Wassermenge führt, um Canots zu tragen. Seine Hauptzufuhr an Wasser erhält der See durch zahlreiche Kinnale und Bäche, die von den Innenseiten der Bergeketten von Santa Barbara und Miambar herabkommen. Der bemerkenswerthe Zufluß, die Quelle Agua-Tul oder Baumwasser, wird beschrieben als „eine ungeheure Quelle klaren, blauen Wassers, 70 Fuß im Durchmesser, von welcher ein Strom sich in den See ergießt, der jedem seiner Ausflüsse an Stärke gleicht.“

Die Mehlwürmer. Eine Leserin in Mainz teilt der Frankf. Ztg. folgendes kleine Erlebnis mit: Mein Gatte ist ein großer Vogelk Liebhaber. Im Interesse seiner Vögel wollte er sich nun eine Mehlwürmerzucht anlegen. Bei einem Bäder sollten wir die dazu nötigen Exemplare erhalten. Wir gingen also beide hin und wurden von einer imposanten Erscheinung, die hinterm Kadentisch stand, empfangen.

„Sie wünschen?“

„Wir möchten gerne Mehlwürmer haben.“

Verständnisloser Blick.

„Wollen Sie mir verkaufe oder ich Ihnen?“

„Wir möchten von Ihnen Mehlwürmer kaufen.“

„Ich kann Sie nicht verstehen. Was Sie hier sehe, hab' ich zu verkaufen.“

„Wir wünschen aber Mehlwürmer. M-e-h-l-w-ü-r-m-e-r.“

„Ich bin Französin, kann aber alle deutsche Wörter verstehen. Sie spreche das gewiß nicht richtig aus.“

Entrüstung unsererseits, da wir als Norddeutsche, doch „richtig“ sprechen. (Daß die gute Frau in Mainz naturgemäß weniger Hochdeutsch als Mainzerisch gelernt haben müsse, bedachten wir erst nachher.)

„Wir wollen keine kriechende Tiere, zum Futter für Vögel.“

Ein tiefer Seufzer, der uns endliches Verleihen anzeigt.

„Naach! Sie meine „M-e-l-l-w-e-r-m!“

### Humoristisches.

Ergebung. Pfarrer (zur Krankenschwester): „Ihr Seelenleiden mag ja recht schmerzhaft sein, teure Schwester, aber wir müssen eben tragen, was uns der Herr auferlegt; mir ist mein Bauch auch nicht angenehm!“

Wahres Geschichtchen. Die Frau Amtsrätcher in einem kleinen aber frommen Städtchen Vadens hat Dienstoffwechsel. Zu den Ermahnungen und Belehrungen, die die neue Perle erhält, gehört auch die, nie, ohne anzuklopfen ins Zimmer zu treten. Während ihrer Mittagsruhe wird die Hausfrau durch anhaltendes Klopfen auf dem Gang gestört. Sie tritt hinaus und sieht die Perle mit ängstlich verzerrtem Gesicht an der Klopftür klopfen und auf das „Serein“ warten.

Wahre Geschichtchen aus Posen. In der Schule eines Dorfes nahe bei Posen, „streift“ unter anderen auch ein Mädchen, das zu Ostern entlassen werden soll. Der Lehrer ermahnt sie, im Unterricht doch deutsch zu antworten; sie würde sonst noch ein Jahr in der Schule zurückgehalten werden. Das Mädchen schmeigt störrisch. Agerlich sagt der Lehrer: „Und wenn das dann immer noch nicht gelernt hast, bleibst du weiter ein Jahr hier und ob du darüber auch sechzehn Jahre alt werden sollst!“ — „Ma ja, Herr Lehrer“, war die Antwort, „dann komme ich eben nachher mit meinem Manne!“

Mein Freund hat einen kleinen jüdischen Jungen von vier Jahren. Die beiden gehen spazieren, wobei ihnen ein katholischer Geistlicher, mit der Soutane angetan, begegnet. Kaum hat der Junge jenen gesehen, stapelt er auf ihn zu, klebt vor ihm stehen, weist mit dem Finger auf ihn, und ruft seinem Vater zu: „Aber, Väterchen, das ist ja oben ein Onkel und unten eine Lante!“ (Jugend.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Ged. u. Cie., Karlsruhe i. B.

**Fransösischen Fremdenlegion nicht vergessen: deutsches Trinken und deutsches Brot.**  
„Ich nun habe noch eine große Bitte,“ meint er. „Wo kein deutsches Bier, da auch kein deutsches Brot. Kann ich bekommen ein Stück deutsches Brot? Ich es will essen in meine Parade nächste Sonntag.“  
Ein großer Laib Schwarzbrot wird ihm eingepackt. Vorsichtig, wie ein kostbares Gut, trägt er es bald darauf die Schiffstreppe hinunter.  
Als unsere „Columbia“ später den Hafen verläßt, um nach den Inseln Barbados und Trinidad weiterzudampfen, schwingt drüben am Gestade Franz unermüdetlich in weitem Bogen seinen Tropfenhut zum Lebewohl — lange, lange. ... Es ist, als wolle er eine gewaltige, fünfzehn Jahre verhaltene Sehnsucht nach der fernen Heimat auf einmal abladen. —  
In langen Meerfahrten hab ich von den Antillen her die Einfamkeit des Ozeans durchmessen, bin unter flügendem Spiel der wackern Schiffskapelle in Samburg gelandet. ... Durch fahle Herbstnebel jagte ich im Schnellzug nach Berlin, bald darauf nach Halle. D, ich kenne meinen Auftrag noch gut: „Franz 1811“ kein Sterbenswörtchen weiter.  
Da, hier ist die Leipzigerstraße. ... und hier das von Franz beschriebene Haus!  
Ein wenig erregt trete ich in den stillen Flur. Kämme die Stein-treppe empor. In meiner Phantasie sehe ich schon die oben entstehende dramatisch bewegte Szene: ein weihäariger, gebühter Alter kommt herbei, ein zitterndes Mitterchen humpelt nach. „Wie? Franz 1811 noch? Warmherziger Gott, ist das möglich!“  
Halt, da ist die erste Etage. Ich klinge. ...  
„Ein Gartenbauinspektor? O, der ist schon längst weggezogen von Halle. Vielleicht schon gestorben.“  
„Und die Kinder?“  
„Ach, in aller Welt herum verstreut. Da werden Sie schließlich jemand aufreiben.“  
Also meine Galleische Mission — resultatlos. ... Armer Franz! Ich vermiss' die einen Aufruf in der „Galleischen Zeitung“ nach den Angehörigen des Fremdenlegionsars. Vergebens. ...  
Aber nein — nicht doch.  
Viele Monate später ercheint zwischen den Büchern meines Arbeitszimmers ein fremder Mann. Er hat jenen Aufruf nachträglich gelesen, ist deshalb nach Berlin geeilt; all meine Mitteilungen passen aufs Löffelchen auf seinen — Bruder.  
Auch der alte Vater lebt noch. Ihn besetzt nur ein einziger Wunsch: seinen Franz wiederzusehen. O, möchte dieses Glück nicht an ihm vorübergehen!  
Der Bruder will sich aufmachen zur weiten Meerreise nach Martinique, um den Fremdenlegionsars zurückzuholen. ... Aus vollem Herzen wünsche ich bestes Gelingen!

### Die elektrischen fische.

(Nachdruck verboten.)

Die elektrischen Fische verdienen wie alle Elektrizitätserscheinungen an belebten Wesen eine ganz besondere Aufmerksamkeit, denn an ihnen kommt eine weit verbreitete Naturkraft zur Aeußerung, die in der Physik der toten Natur eine hervorragende Stelle einnimmt.  
Als Galvani, Professor der Anatomie in Bologna, an den Muskeln und Nerven der Frösche elektrische Erscheinungen entdeckt haben wollte und eine eigene tierische Elektrizität annahm, wurde die Welt der Physiker mächtig ergriffen: alle Hände setzten sich zur Aufklärung dieser Erscheinungen in Bewegung. Ueberall, wo es Frösche gab, dienten sie zu den galvanischen Versuchen, und ihre Lebensfähigkeit und Stummheit gab ihnen seit der Zeit die zweifelhafteste Ehre, die Vieblinge der Physiologen zu sein.“ Galvani's Theorien gingen nicht siegreich aus diesem Kampfe hervor. Ihm gegenüber stand der größte Physiker seiner Zeit, Alexander Volta, der, lange geküßelt in den Lehren der Physik und schon glücklicher Forscher auf dem Gebiete der Elektrizität, gegen ihn, den Professor der Anatomie, von vornherein eine überlegene Stellung einnahm. Und es ist merkwürdig, zu sehen, wie auch im Gebiete der Politik die Schicksale dieser beiden großen Italiener auseinandergehen. Indem Galvani der tsalpinischen Republik den Eid beweiagerte, verlor er durch den Eroberer seine Stellung und Einnahmen und starb in Armut und Melancholie bereits im Jahre 1798, als man in Frankreich zu spät erkannte, welchen Mann man ins Unglück gestürzt hatte. Volta hingegen wurde von Napoleon zu Paris mit Ehrenbezeugungen überschüttet und in seinem Vaterlande sah er im Senat, wo er sich, wie Newton im Parlament, durch stetiges Schweigen dem Urteil über seine politischen Fähigkeiten entzog.  
Volta wies nach, daß die Zuckungen, die Galvani am Froschbein beobachtet hatte, nicht von der diesem innewohnenden Elektrizität herrührten, sondern daß diese erst beim Versuch durch Verührung zweier ungleichartiger Körper erzeugt würden. Volta kam auf diese Weise zur Entdeckung der Kontaktelektrizität, später zur Entdeckung seiner „Säule“, die unendlich fruchtbringend geworden ist und von Napoleon gleich mit einem großen Preise belohnt wurde.  
Alexander von Humboldt wies nach, daß alle von Galvani beobachteten Erscheinungen sich nicht nach Volta's Theorien erklären ließen, sondern daß eine eigene Elektrizität in den Nerven enthalten sein müßte. So gewann Humboldt durch seine Versuche über die gereizte Nerven- und Muskelkraft der herischen Elektrizität wieder das Feld, nachdem sie bereits in das Reich der Träume verkehrt war.  
Du Bois-Reymond bewies, daß diese elektrische Tätigkeit der Muskeln und Nerven aufs innigste verknüpft ist mit ihren sonstigen Leistungen, und es wahrscheinlich ist, daß die elektrischen Erscheinungen nicht

bloß gleichgiltige Begleiterscheinungen, sondern die wesentliche Ursache der inneren Bewegungen sind, aus denen sich der Vorgang bei der Innervation in den Nerven, in den Muskeln bei ihrer Verführung zusammensetzt. Aber diese elektrischen Ströme an Nerven und Muskeln lassen sich nur mit den feinsten Multiplikatoren beobachten und bieten deshalb der Beobachtung große Schwierigkeit; viel stärker und sofort in die Augen fallend sind die elektrischen Erscheinungen bei einigen Fischen, die man deshalb als elektrische bezeichnet.  
Die Fische, an denen man bis jetzt mit Sicherheit Elektrizitätszeugung wahrgenommen hat, sind folgende: Die Zitterrochen, d. h. alle Gattungen der Familie der Torpedines; dann die Zitteraale und die Zitterwelse. Die Torpedines bewohnen in ihren vielen Arten das Mittelmeer, der wärmeren Teil des atlantischen Ozeans und die indische Meere, sie haben ganz die platte scheibenförmige Gestalt der gewöhnlichen Rochen, die beiden Augen und die Spritzlöcher auf der braunen Oberfläche der Körperoberfläche, den Mund und Kiemenlöcher auf der weißen Unterseite derselben. Ihre Jungen bringen sie lebendig zur Welt, legen nicht Eier, wie die meisten andern Fische. Die Gymnotus, ein vier bis sechs Fuß langer, armsüßiger kalifornischer Fisch bewohnt in großer Menge wie kaum ein anderer Süßwasserfisch die langsam fließenden, oft Sümpfe bildenden Flüsse des nordwestlichen Südamerika, wo sie die hochgraue Pampa's durchfließen und ihre Quellen im undurchdringlichen Urwald verbergen. Ebenso in südem Wasser lebt der bis zwei Fuß große Malapterurus. Seine Hauptheimat ist der Nil; auf dem Fischmarkt von Kairo ist er ein häufiger Fisch, aber auch die andern afrikanischen Flüsse dienen ihm zum Aufenthalt. Es sind schmutzgelblich melsartige fettliche aussehende Fische mit Warzfäden, wie die Karpfen, die bei den Ägyptern auch als schmackhafte Speise beliebt sind.  
Alle diese Fische, so verschiedenen Familien sie auch angehören, haben das mit einander gemein, daß ihre Haut nicht von Schuppen geküßt ist, eine wohlzu beachtende Uebereinstimmung, die für die Theorie ihrer wunderbaren Kräfte von Wert ist. Garmlos scheinbar umschwimmt der Zitteraal kleinere Fische, seine Beute; mit einemmal durchzuckt diese der elektrische Schlag, sie treiben betäubt oder tot, den Bauch nach oben, an der Oberfläche des Wassers und der mit geheimnisvoller Kraft begabte Sieger kann sie in Gemächlichkeit verweilen.  
Kommt ein Mensch dem Fische zu nahe oder reizt er ihn gar, so hat auch er die Kraft derselben zu fühlen; wie der Funken einer mächtigen Elektrifiziermaschine oder der Schlag einer Leydener Flasche durchzuckt es den Körper, erschüttert das Nervensystem, und große Zitter-Nale oder eine Menge kleinere können mit ihren Schlägen selbst den Menschen und den Vögel, auf denen sie das Wasser durchstreifen wollen, gefährlich werden. So erzählt Humboldt, daß einst die Steppenstraße von Urituco verändert werden mußte, weil sich die Zitteraale in solcher Menge in einem fließenden angehäuft hatten, daß jährlich viele Pferde vor Betäubung in der Furk ertranken. Auch die Indianer haben eine ganz außerordentliche Furcht vor diesem Fische. Die Schläge des Zitterrochen und Zitterwelses, die so lange nicht solche mächtige Größe erreichen, wie der geheimnisvolle Beherrscher der afrikanischen Sumpfwasser, sind auch lange nicht so kräftig, wie die des Zitteraals, doch reichen sie aus, dem Menschen äußerst empfindlich zu sein und die verlangte Beute zu töten oder zu betäuben, in so hohem Grad von Erstarrung zu setzen, wie der magische märchenhafte Nix der Schlang, die kleine Maus auf der Fische in der „Geschichte der Tiere“, daß der Zitterrochen sich in Sand und Schlamm begräbt, und wenn andere Fische über ihn wegschwimmen und ihn berühren, er sie mit seiner magischen Kraft betäubt und dann aufricht.  
Diese Fische vermögen also ganz nach ihrem Willen große Massen von Elektrizität zu entwickeln und mit einemmal die Wirkung einer Leydener Flasche oder was noch besser paßt, die einer Volta'schen Säule nachzuahmen. Die Natur hat ihnen in dieser Kraft eine mächtige Waffe zum Angriff und zur Verteidigung gegeben. Aber noch mehr, man findet an ihren Körpern ganz besondere Organe, in denen diese Kraft, die Elektrizität, entwickelt wird und die mit besonderen Nerven versehen sind. Sogleich in die Augen fallend ist zu beiden Seiten der Augen ein merkwürdiges halbmondförmiges Organ, das aus einer großen Zahl dicht nebeneinander liegender, meistens sechsseitiger Prismen besteht, die aufrecht, d. h. vom Rücken zur Bauchfläche der Torpedo, das Organ durchsetzen. Bei einem großen Fisch zählt man etwa vier- bis fünfshundert solcher kleiner Säulchen in jedem Organ. Vom Gehirn entspringen jederseits vier mächtige Nerven, die sich in dem Organ verbreiten und durch die der Wille des Tieres die Organe in Tätigkeit versetzt. In diesen Organen, die man deshalb die elektrischen nennt, wird also die Elektrizität, die geheimnisvolle betäubende Kraft, erzeugt.  
Wie eine bestimmte Fähigkeit mit einer besonderen Entwicklung eines bestimmten Teils des Gehirns verbunden zu sein pflegt, worauf die wissenschaftliche Grundlage der so vielfach mißbrauchten Phrenologie beruht, so zeigt auch das Gehirn der Torpedo an der Stelle, wo die Nerven der elektrischen Organe entspringen, eine mächtige Entwicklung, schwillt in dem mächtigen elektrischen Lappen an.  
Weim Zitteraal, dessen Aler ganz dicht am Kopfe liegt, so daß der größte Teil des Tieres Schwanz ist, erstrecken sich dieselben zu beiden Seiten der Wirbelsäule vom Kopf bis fast an die Spitze des Schwanzes, als zwei mächtige lange Massen, die fast den größten Teil des Fisches ausmachen. Weim Zitterwels hat das elektrische Organ die merkwürdigste Form und ist auch am spätesten als solches erkannt. Wie ein Ring mit fingerdicker Wand umgibt es den ganzen Körper vom Kopf bis zum Schwanz und ist nach außen nur von der dünnen gestielten Haut des Fisches bekleidet. So gibt dieses Organ dem Tier das schon erwähnte Aussehen von Fettleibigkeit und gleich wie die andern elektrischen Organe besteht auch dies nur durch etwas unregelmäßiger angeordnete Scheibe-

wände aus neben- und übereinanderliegenden Zellen. Die Nerven dieses Organs entspringen jederseits dicht hinter dem Gehirn aus dem Rückenmark.  
Was den feineren Bau der Organe anbelangt, so haben alle das miteinander gemein, und ist deshalb als das Wesentliche anzusehen, daß auf der Querscheidend jeder Zelle sich die Nerven in eine Platte aus Nervenfasern einziehen, sich dazu gleichsam ausbreiten, ein wunderbares Verhältnis, das zuerst beim Zitterwels entdeckt wurde.  
Wenn der Torpedo z. B. einen Schlag gibt, so verhält sich stets die umstehende Fläche positiv elektrisch zur Bauchfläche, d. h. die positive Elektrizität fließt vom Rücken durch das umgebende Wasser zur Bauchfläche und vice versa. Gerade wie der Muskel von häufigen Kontraktionen ermüdet und Müde und Nahrung erst ihn wieder in den Zustand seiner ursprünglichen Kraft zurückführen, gerade so ist es mit den elektrischen Organen, eine Reihe von häufigen und starken Schlägen ermüdet sie, macht sie auf einige Zeit zum Gebrauche untauglich, hierauf gründet sich auch der Rang dieser Fische. So lange der Zitterfisch lebt, verursachen elektrische Ströme seinem Körper keine Zuckungen, während nach seinem Tode seine Muskeln dadurch gerade zu zucken, wie die anderer Tiere. Während nun der Fisch, wie die direkten Versuche bewiesen haben, selbst von dem elektrischen Strom im Augenblick des Schlages durchlaufen wird, besteht doch eine Einrichtung, die ihn selbst den Schlag nicht fühlen macht; während alles Getier in frampfhafter Erstarrung leidet, oder durch den Reiz der Elektrizität in frecklichen Zuckungen verendet, schwimmt der Zitterfisch selbst unberührt im freien Gebrauche seiner Muskelkräfte im furchtbaren Kampfe umher; während er alles um sich, nur nicht seine Brüder, in magische Veräulung versetzt, während er das Wasser in seine Elemente zerlegt, hat der Meier selbst nicht von seinen Kräften zu leiden, mit lässlicher Freude schmeißt er sich an dem Unheil zu weiden. Dies ist die wunderbare Eigenschaft der Zitterfische, wodurch ihnen ihre elektrischen Schläge zur furchtbaren Waffe werden.  
In der Argwohn des Altertums, wo magische Kräfte früher immer eine so große Rolle gespielt haben, brauchte man diese elektrischen Fische als Heilmittel. So verwendeten die Alten nach Galen's Zeugnis die Schläge des Zitterrochen gegen Kopfschmerz, Podagra und andere Leiden. Bei Podagra soll man nach Scribonius Larus die Weine ins Meer zu einer Torpedo fischen, so daß man ihre Schläge bis ins Knie hinein fühlt. Von den Methivoren erzählt Rudolph, daß sie das Fieber dadurch heilten, daß sie auf die verschiedenen Körperteile den Zitterfisch, den sie in ihren Flüssen und Sümpfen fingen, also den Zitterwels legten, was eine sehr schmerzhaft war. Missionäre, die den Zitterwels im Old-Calabar-Fluß, an der Küste von Guinea, fanden, erzählten, daß die Negerfrauen ihre kranken Kinder in Wannen haben, in denen sich einige dieser elektrischen Fische befinden.  
Dr. Langgrebe.

### Wie fesselt man den Mann am Stärksten an sich?

In der Frankf. Ztg. machte jüngst der bekannte Tierbändiger Seeth einige interessante Mitteilungen über die Dressur von Hiren, Löwen und Tigern. In wichtiger Weise greift eine Frau aus B. B. a. d. n. das Thema auf und schreibt dem obengenannten Blatt über die „Zähmung ihrer Bestie“ das folgende: Ich bewundere Herrn Seeth aufrichtig, ohne ihn zu kennen, denn ich kann mir wohl vorstellen, daß es kein Kinderpiel ist, unter wilde Tiere zu gehen und sein Leben dem Zufall preiszugeben. Herr Seeth hat offenbar viel Glück in seiner Kunst der Dressur gehabt, mindestens mehr als ich, denn alle diese guten Mittel und Rathschläge, die er in seinem Artikel anführt, habe ich in meiner Ehe seit Jahren probiert, aber ohne den geringsten Erfolg. Vor längerer Zeit las ich in einer Zeitung ein Preisauschreiben: „Wie fesselt man den Mann am Stärksten an sich?“ Unter den vielen Antworten, die einlefen, erhielt eine Frau den ersten Preis, die kurz und bündig schrieb: „Füttert die Bestie!“ Es ist nun gewiß richtig, daß ein gutes Essen viel zu einer guten Stimmung beiträgt. Aber immer füttern — das geht doch nicht gut.  
Auch mit Liebe und Güte habe ich es versucht, doch vergebens, die alte Natur bricht immer wieder durch. Ich verlange nun nicht, daß mir mein Bär aus der Hand ist, aber wenn er ein bißchen mehr Dressur annähme, so wäre mir das doch sehr lieb. Ueberhaupt — Sanftmut! Die stellt sich oft von selbst ein, aber nicht er wird dann sanft, sondern ich, und zwar, wenn er einmal ordentlich brummt, und das ist dann eine Sanftmut, die fast das Ainen vergißt. Miß Cadoga trägt, wie Herr Seeth berichtet, als Boa eine Niesenschlange — das will viel heißen; aber ich mache eine Wette: wenn sie me in ein Ainen einmal so recht wild sehen würde, ginge sie mitam: ihrer Boa durch. Mit Weisheit oder Revolver aufzutreten, vertraue ich mir zwar gar nicht, denn das könnte mir schwer zu stehen kommen. Ich glaube, da würde er keinen Spaß verstehen; das wäre genau, wie wenn ich ihm einen Fuß geben würde, wenn er gerade „seinen Tag“ hat. Nun liebe mir nichts mehr übrig als der starke Wille, und da muß ich ehrlich gestehen, daß ich es auch damit schon einmal probiert habe. Fast geniere ich mich, Ihnen zu verraten, was er da zu mir gesagt hat: „Jetzt gudet nu do a, die lueget mi a wie e g'hoener Vock!“ Hört da nicht alle Dressur von selber auf? Sie werden es daher begreifen, Herr Redakteur, daß ich mich entschlossen habe, auf den Ruhm einer Dompteuse zu verzichten. Doch einen recht innigen Wunsch wird mir gewiß kein Mensch übernehmen, und der wäre, daß mein Alter nur einige Tage unter die Hände resp. in den Kläff des Herrn Seeth geriet! Vielleicht würden die Bändigerkünste dieses Herrn auch bei ihm verfangen!

### Dabeim und draußen.

**Liebe Genoffin,** gestern sind Sie endlich auch einmal in einer Versammlung gewesen. Ihr Mann war guter Laune und hatte sich bereit erklärt, bei den Kindern dabeim zu bleiben. So wurden Sie einmal frei und durften einmal für einige Stunden von jener wunderbar großen Stimmung sich tragen lassen, die in diesen Wochen wie Frühlingssturm durch die Welt des Proletariats braust.  
Und als dann der Redner sprach, da haben Sie wirklich aufgehört zu berechnen, wie Sie Ihre letzten drei Mark Wirtschaftsgeld wohl am sparsamsten verteilen könnten; Sie haben aufgehört, sich darüber zu ärgern, daß der wilde Reiz schon wieder seine Fäden gerissen hatte. Sie fühlten sich einmal herausgehoben und emporgetragen aus aller häuslichen Kleinlichkeit und Verdrießlichkeit, Sie fanden sich in einer Welt voll guter und klarer Gedanken, voll stolzer Hoffnung, voll leuchtendem Zukunftsglück. Und Sie sahen sich um und sahen auf allen Gesichtern dieselbe warme Freude und denselben trohen Mut. Und Ihre müde und verdorrte Seele trank sich ganz voll an dieser allgemeinen Begeisterung und Beteiligung an die Offenbarungen des Sozialismus, und Sie fühlten übermächtig, daß in ihm eine beglückende und veredelnde Kraft liegt. Wie ein neuer Mensch gingen Sie heim in Ihre alten Sorgen und Plagen.  
Über auf dem stillen Heimwege kamen Ihnen schwere Zweifel. Sie dachten an Ihren Mann. Der konnte nun in jeder Woche zweimal, dreimal diese wunderbaren Offenbarungen hören, der konnte täglich in der Aussprache mit seinen Arbeitskollegen sein Werkdändnis dafür stärken. Der lebte doch so vollkommen in diesen großen, reinen Ideen, arbeitete sogar selber an ihrer Weiterverbreitung und Verwirklichung. Und doch blieb er dabeim, Ihnen, seiner Frau, gegenüber der alte Mensch; ungeuldig, anspruchsvoll und selbstherrlich. Wo waren in seinem häuslichen Leben, in seinen menschlichen Beziehungen die umblühenden segensvollen Wirkungen eines seines sozialistischen Bekenntnisses? Warum wurde aus der Kraft der Begeisterung nicht auch die Kraft der Tat in seinem nächsten persönlichen Lebensumkreise?  
Liebe Genoffin, diese Zweifel können ein ungeheurer Gewinn für Ihr Eheleben werden, wenn Sie noch weiter denken und auf die Ursachen dieses Widerbruchs zu kommen suchen. Daß dieser Widerbruch zwischen draußen und dabeim nicht nur bei Ihrem Manne, sondern auch bei vielen anderen ausgeprägten Parteigenossen vorhanden ist, ist eine bittere aber unbestreitbare Wahrheit. Aber ebenso zweifellos steht fest, daß die Frauen selber es sein müssen, die diesen Widerbruch rückhaltlos aufdecken und in gemeinsamer Arbeit mit ihren Männern ihn für ihr Leben zu lösen versuchen. Und dazu gehört nichts weiter als Ehrlichkeit und Freundschaft.  
Es wäre ganz falsch, wenn Sie sich durch Ihre Zweifel an der Meinung treiben ließen, Ihr Mann sei ein unmaßstabiger Charakter, weil er sich im häuslichen Leben so viel menschlicher zeigt, als in der öffentlichen Arbeit für seine politische Ueberzeugung. Er ist kein Geuchler, sondern tief und heiß durchglüht vom Glauben an die sozialistischen Ideale. Aber während er mit seiner politischen Gesinnung in einer wunderbar freien und großen Zukunft lebt, wurzelt er mit seinen männlichen Instinkten und Anschauungen über Frau und Ehe noch in der Vergangenheit. Er ist draußen aufopferungsfreudiger Freiheitskämpfer, aber er ist dabeim egoistischer Ehemann, er ist draußen Klassenkämpfer und dabeim der durch Verhältnisse und Gewohnheit begünstigte Mann. Sein Leben ist vollkommen geteilt.  
Liebe Genoffin, Sie wissen seit jener Versammlung, daß die freudigere und edlere Hälfte des männlichen Lebens sich draußen außerhalb des engen Heims abspielt. Lassen Sie diese Erkenntnis zu einer Brücke zwischen draußen und dabeim werden. Sie selber müssen ungleich stärker als bisher am öffentlichen Leben teilnehmen. Es ist längst nicht genug, daß Sie einmal im Wahlkampfe zu einer Versammlung kommen. Wenn Sie wirklich ernstlich wollen, finden Sie schon Zeit und finden auch eine alte Frau oder eine Verwandte, die Ihre kleinen Kinder verlor. Und Sie finden, wenn das notwendig sein sollte, auch die Energie, gegen Ihren Mann Ihre Bekenntnis nach politischer Aufklärung durchzusetzen.  
Nur dann, wenn Sie Ihren Mann in seinem öffentlichen Leben und Arbeiten verstehen, werden Sie die Gewalt über ihn haben, ihn in seinem häuslichen Wesen umzubilden. Mit Normwörtern allein werden Sie es nie erreichen. Erst wenn Ihr Mann Ihr Werkdändnis für seinen Lebenskampf fühlt, erst dann wird er Ihnen das Recht zugeben, Kritik an ihm zu üben. Diese Kritik selbst ist unbedingt nötig, aber sie muß in Freundschaft geschehen und nicht im Zorn.  
Erst muß die Grundlage eines gemeinsamen Verständnisses, einer sicheren Gemeinschaft in den großen Lebensfragen vorhanden sein, ehe die persönliche Beeinflussung im täglichen Verkehr fruchtbar wird. Aber dann sollen Sie ehrlich und unermüdet den Kampf gegen männliche Rücksichtlosigkeit führen. Das Recht ist auf Ihrer Seite. Der Sozialismus ist nicht eine bloße Lehre oder ein politisches Bekenntnis, sondern er ist eine lebendige Kraft und eine einseitige Weltanschauung. Und darum ist es unmöglich, daß er dauernd Widersprüche in dem Leben seiner Anhänger dulden könnte.  
**Haus allen Gebieten.**  
Mathematik.  
Ueber den Ursprung der Null machte Jules Michel die folgende interessante Mitteilung gelegentlich der Jahrhundertfeier des Meters:  
Die Bequemlichkeit der Dezimalrechnung ist einer der Hauptgründe für die Volkstümlichkeit des metrischen Systems. Aber, wird man fragen, wie kommt es, daß die Gelehrten des Altertums es nicht verstanden und nicht auch angewendet haben? Die Alten hatten wohl